

Jürgen Osterhammel

Einleitung:

Die britische Expansion in der frühen Neuzeit. Fragestellungen und Aspekte

I

Noch ganz im hochgestimmten Ton der älteren Imperialhistoriographie eröffnete Lawrence Henry Gipson 1956 den neunten Band seines monumentalen Werkes The British Empire before the American Revolution mit einer Apotheose des welterobernden Britentums:

What man living at the beginning of the seventeenth century who had witnessed the sailing of three small ships that carried the first English settlers to the banks of the James River in 1607 would have ventured, even in a moment of the most feverish optimism, to prophesy that within a century and a half England would be the heart of a vast Empire with its outposts scattered from Fort Marlborough on Sumatra in the Far East to the newly acquired French settlements in the Illinois Country in the New World and from the frigid wastes of Hudson Bay to the steaming tropical forests of the Bay of Honduras? This scattering of thousands of people of the British Isles in order to establish themselves under new conditions, this gradual extension and adaptation of the authority of the home government so as to meet the exigencies of dependent communities thus created and sustained under a wide variety of conditions, and this degree of political, social, and economic maturity attained by 1763 in most of these overseas settlements are phenomena that, taken together, cannot be paralleled in the history of European civilization to that date.¹

Auch wenn die Verbindung von Wachstumseuphorie und Heldenlob, wie sie hier zum Ausdruck kommt und wie sie überhaupt für die "Whig interpretation" des britischen Aufstiegs zur Weltmacht kennzeichnend ist, bei heutigen Historikern kaum noch Anklang finden dürfte, so mag Gipsons mittlerweile altmodisch erscheinender Mut zur universalhistorischen Akzentuierung doch daran erinnern, daß das britische Ausgreifen nach Übersee während jenes "langen" achtzehnten Jahrhunderts, das - wenn man es mit politischen Daten begrenzt - von der Glorious Revolution bis zum Sieg über Napoleon reicht, zu den großen geschichtsprägenden Kräften der Neuzeit gehört. Dabei war England als expandierendes Gemeinwesen welthistorisch keineswegs originell. Es trat nach Portugal, Spanien und den Niederlanden geradezu als ein Spätkömling auf der kolonialen Bühne auf: In einem Maße, das nicht unterschätzt werden sollte, wuchs das britische Empire gleichsam parasitär aus den Fugen und Rissen der älteren Reiche hervor, schaute es seinen Vorgängern Techniken der Kolonisierung ab und profitierte es von nautischen und kaufmännischen Pionierleistungen, die andere zuvor vollbracht hatte. Im 18. Jahrhundert jedoch wurde der Eigencharakter der britischen Expansion zunehmend deutlich.

Erstens erreichte Großbritannien während des Siebenjährigen Krieges, und besonders im Gefolge der großen Siege von 1759, eine globale Machtstellung, wie sie weder das Frankreich Ludwigs XIV. noch das Spanien Philipps II. jemals für sich realisieren konnte. Großbritannien wurde zur ersten Vormacht der neuen Weltpolitik, zum Steuerungszentrum eines weltweit operationsfähigen Interventionsapparates, dessen wichtigstes Instrument die Flotte war. Sie hatte ihren Ursprung unter Cromwell und den späteren Stuarts, doch erst im 18. Jahrhundert erfuhr sie ihren Ausbau und ihren strategischen Einsatz als Instrument globaler Politik. Wie stark man auch immer die Diskontinuitäten zwischen dem "Old Colonial Empire" und dem Imperialismus des späten 19. Jahrhunderts betonen will - die Seeherrschaft, auf der sowohl

die britische Diplomatie und Strategie von Chatham bis Salisbury als auch der "Imperialismus des Freihandels" beruhte, war eine Errungenschaft des mittleren 18. Jahrhunderts.

Zweitens war Großbritanniens Aufstieg zur militärischen und politischen Weltmacht untrennbar mit dem Entstehen eines auf die britische Insel als Zentrum hin organisierten Welthandelssystems verbunden. Ob man als Grundlage dieses Systems die gewerbliche und industrielle Produktion des Mutterlandes oder eher mit P.J. Cain und A.G. Hopkins die Handels-, Finanzierungs- und Dienstleistungsfunktionen der Metropole ansieht², ist dabei eine Frage von nachgeordneter Bedeutung (wobei die Tendenz in der neueren Forschung freilich Cain und Hopkins zu unterstützen scheint). Auch das Welthandelssystem der frühen Neuzeit war keine rein britische Schöpfung: im westlichen Handel hatten die Spanier, im östlichen die Portugiesen und dann vor allem die Niederländer die strukturellen Grundlagen gelegt. Doch bildete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts, vor allem in dessen letztem Quartal, eine britische Suprematie heraus, die nicht nur auf der Exportkraft der heimischen Wirtschaft und den Konsumbedürfnissen des britischen Publikums (Zucker aus der Karibik, Tee aus China) beruhte, sondern auch auf dem Re-Export, der Anfang der 1770er Jahre dem gesamten direkten Export nach Europa nahezu gleichkam³, sowie auf der dominierenden Stellung britischer Monopolgesellschaften, vor allem der East India Company, in außereuropäischen Subsystemen der entstehenden Weltwirtschaft. Die älteren merkantilistischen Organisationsformen standen dabei einer durch vielfältige private Interessen beflügelten Expansionsdynamik nur selten hemmend im Wege. Zwar war der Übergang zum Freihandel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch eine Folge spektakulärer Reformmaßnahmen markiert, doch hatten schon lange davor Monopolhandel und "country trade", Staatskontrolle in den kolonialen Beziehungen und private Initiative bei der Erschließung von Märkten außerhalb des Bereichs formaler

Herrschaft in manchmal fast symbiotischer Verflechtung nebeneinander existiert. Wie Vincent Harlow bemerkt hat, blieb ein "concept of an 'empire' of ocean trade routes, protected by naval bases and nourished by commercial depots or factories"⁴ eine langfristige Konstante britischer Operationsweisen im ökonomischen Weltsystem, die je nach den Umständen zu freihändlerischen oder zu merkantilistischen, zu "formellen" oder zu "informellen" Konsequenzen führen konnte. Auch in ökonomischer Hinsicht legte das 18. Jahrhundert ebensosehr die Grundlagen für die spätere, viel weitergehende Integration eines "British world system" (Gallagher)⁵, wie es die Epoche des merkantilistischen ancien régime zum Abschluß brachte.

Drittens war - was mancher, der seine Aufmerksamkeit auf den sogenannten Hochimperialismus um die letzte Jahrhundertwende konzentriert, leicht übersieht - die Zeit zwischen 1759 und 1818 die Epoche der umfassendsten territorialen Erweiterung in der Geschichte des britischen Empire. Selbst nachdem einige der eroberten Gebiete in Übersee an Frankreich und Spanien zurückgegeben worden waren, brachte der Frieden von Paris (1763) Großbritannien "the greatest collection of spoils in her history".⁶ Der nordamerikanische Kontinent stand nun fast uneingeschränkt unter britischem Regiment. In der Karibik hatte man zwar durch die Rückgabe der eroberten Inseln Martinique und Guadeloupe dem französischen Rivalen außerordentliche Zugeständnisse gemacht, die es erst ermöglichten, daß Französisch-Westindien - nach dem Verlust Kanadas Frankreichs zentraler Stützpunkt in der westlichen Hemisphäre - in das (jedenfalls vom Interessensstandpunkt der Kolonialherren aus gesehen) goldene Zeitalter seiner Plantagenwirtschaft eintrat⁷, doch wurden die kleineren Inseln Grenada, Dominica, St. Vincent und Tobago dem Empire nun dauerhaft eingegliedert. In Indien wurde der französische Einfluß als reale Gefahr beseitigt, auch wenn er während der napoleonischen Kriege noch einmal als

Schreckgespenst auftauchen und von interessierten Kräften benutzt werden sollte.⁸

Während der Siebenjährige Krieg Englands überseeische Position auf Kosten seiner wichtigsten Konkurrenten in bedeutendem Maße steigerte, löste er zugleich einen Prozeß der Erosion der Beziehungen zwischen den dreizehn nordamerikanischen Kolonien und der Metropole aus, der schon zwölf Jahre nach dem Frieden von Paris zum Krieg und dann zur Lösung der Kolonien aus dem Reichsverband führte.⁹ Daß dies einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der britischen Expansion darstellte, steht außer Frage. Einen dramatischen Epochenbruch bedeutete es hingegen nicht. Die politische Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonien führte keineswegs auch zu deren Ausbrechen aus dem entscheidend von Großbritannien kontrollierten ökonomischen Weltsystem. Später sollten sich dann mit dem Ende der spanischen Herrschaft in Süd- und Mittelamerika neue Möglichkeiten für den Ausbau eines britischen Freihandelsimperiums in der Neuen Welt bieten, die allerdings erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voll ausgeschöpft wurden.¹⁰

Mindestens ebenso wichtig wie die Dekolonisierung im Westen waren für die weitere Zukunft des Empire die Eroberung Indiens und der Ausbau eines weltweiten Stützpunktnetzes. Beides waren Entwicklungen, die im Zeitalter der großen Auseinandersetzung mit dem revolutionären Frankreich zum Abschluß kamen. Zwar kontrollierte die East India Company schon seit den späten 1750er Jahren die reiche Provinz Bengalen, doch erreichten erst die 1818 abgeschlossenen Eroberungskriege unter Lord Wellesley und dem Marquis of Hastings, daß nun endgültig "aus britischer Herrschaft in Indien die britische Herrschaft über Indien" wurde.¹¹ Bis in die 1850er Jahre hinein wurden weitere indische Territorien annektiert, so daß Britisch-Indien am Vorabend des Aufstandes von 1857 die Grenzen erreicht hatte, in denen es auch zur Zeit der Unabhängigkeit neunzig Jahre später noch be-

stand.¹² Die entscheidende Phase der britischen Expansion in Indien fällt damit genau in jene Epoche, die nach einem verbreiteten Urteil durch friedfertige Abstinenz von kolonialer Gebietsaneignung gekennzeichnet war.

Gleichzeitig mit der Unterwerfung des indischen Subkontinents wurde die logistische Basis der Seeherrschaft ausgebaut. Zu den alten Stützpunkten Gibraltar, Minorca und St. Helena kamen am Anfang der 19. Jahrhunderts Malta, Mauritius und die Kapkolonie hinzu. Ceylon fiel 1815 in britische Hand. Mit der Gründung Singapurs, das zunächst allerdings in erster Linie von kommerzieller Bedeutung war, faßte Großbritannien nach früheren zögerlichen Versuchen 1819 auch Fuß auf dem malayischen Archipel. In den Jahren nach Waterloo war das britische Empire so weit ausgedehnt wie nie zuvor. Es hatte seine wichtigsten Siedlungskolonien verloren, war aber zum Souverän über viele Millionen von Asiaten geworden. Ein Reich, dessen Gravitationspunkt bis dahin im Nordatlantik gelegen hatte, zeigte sich nun als "a world-wide aggregation held together by a network of strategic bases encircling both hemispheres".¹³ Afrika war erst kaum berührt, und die Penetration der asiatischen Reiche außerhalb Indiens stand noch bevor. Aber das "lange" achtzehnte Jahrhundert hatte die geopolitischen Strukturen geschaffen, auf denen der Imperialismus der Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg aufbaute, ohne daß er sie entscheidend verändert hätte.

II

Es bedurfte dieser Erinnerung an die Bedeutung der frühneuzeitlichen Periode und ganz besonders der "späten" frühen Neuzeit, also des 18. Jahrhunderts, im Gesamtprozeß der Expansion und Kontraktion Englands¹⁴, denn das Thema hat lange Zeit ein Schattendasein geführt. Dies gilt durchaus auch für Großbritannien selber, wo die Historiographie der frühen Expansion, wie Kenneth R. Andrews erläutert¹⁵, allzu-

lange in den Deutungsmustern des Spätviktorianismus befangen blieb und damit zwar das Interesse eines den Heldenzeiten imperialer Morgenröte nachtrauernden Publikums zu fesseln vermochte, aber das der professionellen Geschichtswissenschaft verlor. Erst in den letzten Jahren konnte sich die Erforschung der frühen Expansion - in langem Abstand hinter der durch die ständige Herausforderung des Marxismus in Bewegung gehaltenen Deutung des neueren Imperialismus - dadurch neue akademische Respektibilität verschaffen, daß sie sich den Fragestellungen, Theorien und Methoden öffnete, die in anderen Bereichen der historischen Forschung entwickelt worden waren. Auf dem Gebiet der "imperial and overseas history" sind heute verschiedene Tendenzen zu beobachten, an denen die Literatur zum 16. bis 18. Jahrhundert in wachsendem Maße teilhat.

Erstens gibt es im Bereich der Imperialgeschichte, wie die Historiographie der britischen Expansion fortan kürzelnhaft heißen mag, nur noch wenige Historiker, die eine ausgesprochene histoire événementielle pflegen. Meist handelt es sich dabei um Autoren, die - oft auf durchaus anspruchsvollem Niveau - ein breiteres Publikum anzusprechen versuchen.¹⁶ Von einem neuerlichen "revival of narrative"¹⁷ in der Reaktion auf "scientific history" ist vorerst wenig zu spüren. Einem so spektakulär dem erzählenden Modus verpflichteten Buch wie Robert Middlekauffs neuer Geschichte der amerikanischen Revolution¹⁸ läßt sich für andere Teilgebiete der Expansionsgeschichte bislang nichts Ähnliches an die Seite stellen, sieht man einmal von Biographien ab, die in Großbritannien nach wie vor eine Hauptgattung der historiographischen Literatur bilden.¹⁹ Es ist charakteristisch, daß Trevor Lloyds neue Gesamtdarstellung des britischen Empire in der "Short Oxford History of the Modern World"²⁰, ein Buch, das sich eher durch penible Chronistik als durch schwungvolle Erzählung auszeichnet, selbst von methodisch eher konservativ eingestellten Historikern kritisch beurteilt worden ist. Peter J. Marshall rügte, "(that) strict

adherence to narrative (...) means that very long-term processes of change are difficult to fit in"²¹, und David K. Fieldhouse fand "no underlying explanation of (...) what internal logic linked events in different parts of this world-wide concern" und sprach von dem fortbestehenden Bedürfnis nach "a broad interpretative history of an empire whose shape and character were not merely the shadow of events".²² Ein solches Verlangen nach Erklärungen von Zusammenhängen und nach Deutungen, welche die zeitlichen Rhythmen der Expansionsgeschichte ebenso wie deren räumlich-geographische Vielfalt erfassen, darf dabei nicht als ein Echo "strukturgeschichtlicher" Modeparolen verstanden werden. Die Frage nach dem heilsgeschichtlichen Sinn des englischen Ausschwärmens beschäftigte bereits die Elisabethaner; es säkularisierte sich in den folgenden Jahrhunderten zur Frage nach der weltgeschichtlichen Mission Englands und verwandelte sich schließlich in das Problem von Ursachen und Konfigurationen des Expansionsprozesses. Schon Sir John Seeley warnte 1881 vor solchen Historikern des Empire, "who lost themselves in mere narrative".²³ Das Verlangen nach ordnenden Konzepten und nach Deutungen von größerer Synthesekraft, als die reine Ereignisgeschichte sie aufbringt, ist also weder neu noch das Resultat eines soziologisierenden Revisionismus. Selbst methodisch konventionelle Imperialhistoriker denken strukturell.

Zweitens ist Imperialgeschichte ein Feld, auf dem nahezu alle Untersuchungsverfahren und Analyseansätze der heutigen Geschichtswissenschaft Anwendung finden. Dies gilt zunächst für die politische Geschichte. Dort spielt die Untersuchung von Entscheidungsprozessen in der Metropole ebenso eine zentrale Rolle wie die Darstellung kolonialer Verwaltungs- und Herrschaftspraktiken. Die Institutionen der frühneuzeitlichen Expansion sind dabei in manchen Fällen durchaus janusköpfig. So läßt sich etwa, wie es besonders in der älteren Forschung geschehen ist, die East India Company als ein vielfältig in die britische Innenpolitik eingewobener

Machtfaktor auffassen²⁴, ebenso aber auch als faktisch souveräner Herrschaftsträger in Indien und sogar als Prototyp eines multinationalen Unternehmens avant la lettre.²⁵ Die Grenzen zwischen politischer Geschichte und Wirtschaftsgeschichte sind also durchlässig; bei Themen wie etwa der drei Kontinente umspannenden Frage des chinesisch-indischen Teehandels und seiner Besteuerung in England und den amerikanischen Kolonien werden sie ohnehin hinfällig. Über die primär wirtschaftlichen Aspekte der Expansion braucht wenig gesagt zu werden: Handel, Finanzen und die Produktion in den kolonisierten Gebieten sind hier die offensichtlichen Untersuchungsgegenstände.

Natürlich ist Imperialgeschichte auch Geschichte der zwischenstaatlichen Beziehungen, zum großen Teil also Geschichte der Diplomatie. Dies betrifft zunächst die Auseinandersetzungen zwischen den expandierenden europäischen Mächten um Fragen der überseeischen Politik, sodann aber auch die Rückwirkungen von Ereignissen an der Peripherie, vor allem der amerikanischen Revolution, auf das europäische Staatensystem.²⁶ Schließlich ist eine Form der Diplomatie zu bedenken, die von der traditionellen Diplomatiegeschichte bisher wenig beachtet wurde: die Kontakte zwischen Vertretern unterschiedlicher Zivilisationen, die jeweils eigenen Vorstellungen von Beziehungen mit Fremdgruppen folgen. Bekanntlich haben sich die europäischen Regeln über die Gestaltung zwischenstaatlicher Beziehungen erst im 19. Jahrhundert weltweit durchsetzen können. China und Japan, die beiden wichtigsten nichtkolonisierten Reiche in Asien, paßten sich erst im dritten Quartal des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger unfreiwillig den Prozeduren und Institutionen der europäischen Diplomatie an.²⁷ Die historische Überlieferung der frühen Neuzeit berichtet nicht nur von Missionen zwischen den außereuropäischen Höfen²⁸, sondern auch von europäischen Gesandtschaftsreisen in den Orient, die ganz nach den Regeln des asiatischen Hofzeremoniells abliefen. Dies gilt etwa für Sir Thomas Roes Gesandtschaft zum Großmo-

gul (1615-18) und für alle europäischen Besuche in Peking während des 17. und 18. Jahrhunderts²⁹; erst die China-Mission unter dem Earl of Macartney (1793/94) brachte den Konflikt zwischen zwei völlig unterschiedlichen Konzeptionen zwischenstaatlicher Beziehungen deutlich zum Vorschein.³⁰ Komplizierte Formen der Diplomatie und keineswegs ausschließlich ein brutales Machtdiktat bestimmten auch lange Zeit die Kontakte zwischen weißen Einwanderern und den Indianern Nordamerikas.³¹

Imperialgeschichte hat es außerdem in einem erheblichen Maße mit demographischen Fragen zu tun: mit Emigrationsbewegungen und mit dem Zwangstransport von Millionen von Afrikanern in die Neue Welt. Besonders der atlantische Sklavenhandel und seine Folgen ist seit den grundlegenden, wenngleich umstrittenen Untersuchungen von Curtin³² zu einem der international wichtigsten Arbeitsgebiete der historischen Demographie geworden.³³ Nur ein kurzer Weg führt von hier aus zur Sozialgeschichte, denn die gesellschaftlichen Aspekte der europäischen Expansion umfassen nicht nur die Fragen nach den inneren Antriebskräften des Vordringens nach Übersee, sondern auch und in erster Linie den Gesamtkomplex dessen, was Louis Hartz in einem einflußreichen Buch "the founding of new societies" genannt hat.³⁴ Dergleichen geschah in Nord- und Südamerika, in der Karibik, in Südafrika, in Australien und etwas später in Neuseeland. Alle diese Gründungen neuer Gesellschaften - teils in dünn besiedelten Regionen, teils auf den Trümmern zerstörter einheimischer Gemeinwesen - gehen auf das 17. und 18. Jahrhundert zurück, auch wenn die massenhafte Immigration und die großräumige Erschließung durch eine vorangeschobene "frontier" erst in das 19. Jahrhundert fallen.³⁵ Die sozialgeschichtliche Literatur über diese weltgeschichtlich vielleicht wichtigste Seite des europäischen Expansionsprozesses ist kaum noch überschaubar. Neben den nordamerikanischen Kolonien³⁶ haben seit den Untersuchungen von Lowell Ragatz und Richard Pares³⁷ besonders die ethnisch gemischten Gesellschaften der

Karibik die Aufmerksamkeit der Sozialhistoriker gefunden.³⁸ Im dicht bevölkerten Asien ist es dagegen nie in größerem Umfang zu einer europäischen Siedlung gekommen. Von sozialgeschichtlichem Interesse sind dort vor allem die kleinen Gemeinschaften europäischer Kaufleute, Soldaten und Verwaltungsbeamter (Missionare traten außerhalb der Philippinen erst im 19. Jahrhundert in größerer Zahl auf) in solchen städtischen Zentren wie Kalkutta, Bombay, Madras und vor allem Batavia, der bis in das späte 18. Jahrhundert hinein wichtigsten europäisierten Stadt Asiens. Die Untersuchung dieser Gruppen bewegt sich allmählich von der älteren Beschäftigung mit den Lebensumständen der in fremder Umwelt isolierten Europäer⁴⁰ zur weiteren Perspektive einer "urban history", welche die ausländischen Gruppen als Teil einer in ihrer Gesamtheit thematisierten städtischen Gesellschaft versteht.⁴¹ Sozial- und wirtschaftsgeschichtlich sind von Fragestellung und methodischem Ansatz natürlich auch jene Studien, die sich mit den administrativen Eingriffen der Kolonialmacht in unterworfenen Gesellschaftsstrukturen befassen; ein Beispiel wäre die juristische Neubestimmung der Bodenbesitzverhältnisse in Indien.⁴²

Zu denjenigen Aspekten der Expansion, die in den letzten Jahren am meisten Interesse - gerade auch in der Bundesrepublik - gefunden haben, gehörten schließlich Fragen der interkulturellen Wahrnehmung, der Verarbeitung außereuropäischer Erfahrungen im europäischen Bewußtsein sowie der Ideologien von Ausbreitung, Landnahme und Kolonisierung.⁴³ Ein intensiv gepflegter Sonderzweig ist hier die "Ethnohistorie", die vor allem in den USA betrieben wird und sich mit den Mentalitätsaspekten der Begegnung zwischen europäischen Siedlern und einheimischen Indianern beschäftigt⁴⁴; die deutschen Beiträge haben diesen Ansatz erst in Spuren aufgegriffen, sie sind in der Regel stärker der ideen- und geistesgeschichtlichen Tradition verbunden.⁴⁵

So ist denn die Geschichte der europäischen Expansion

im allgemeinen und die der englischen bzw. britischen⁴⁶ im besonderen längst von einem autarken Spezialgebiet, in dem es um "Entdeckungsgeschichte" und um das politisch-administrative Wachstum der Kolonialreiche geht, zu einer kaum noch exakt ausgrenzbaren Erscheinungsform von Universalgeschichte geworden, die sich, ihren differenzierten Fragestellungen entsprechend, aller wichtigen Methoden und Betrachtungsweisen der Geschichtswissenschaft bedient.⁴⁷

Drittens hat der vor allem in den siebziger Jahren ausgefochtene Streit um den Vorrang einer "eurozentrischen" oder einer "peripherieorientierten" Betrachtungsweise⁴⁸ deutlich an Wichtigkeit verloren. Obwohl gelegentlich die jeweils extremen Positionen noch Vertreter finden⁴⁹, scheint sich in der internationalen Forschung ein eher forschungspraktisch wirksamer als theoretisch ausformulierter Konsens darüber einzubürgern, daß einzelne Fälle imperialer Macht- und Einflußerweiterung unter Berücksichtigung aller potentiell relevanten Faktoren - seien es nun "push"- oder "pull"-Kräfte - zu untersuchen sind. Wie diese Kräfte von Fall zu Fall gegeneinander abgewogen werden, ist eine Frage, die in den Zuständigkeitsbereich historischer Interpretation fällt und nicht durch apriorische Selbstverpflichtung auf einen der großen "Ansätze" dogmatisch vorentschieden werden darf. Daß es selbstverständlich sein sollte, die besonders für Asien sehr umfangreiche Dokumentation in einheimischen Sprachen nach Maßgabe der jeweiligen Problemstellung hinzuzuziehen, bedarf wohl keiner Begründung. Neuerdings haben sich etwa die Historiker der frühen christlichen Mission solcher Materialien bedient; das Ergebnis war eine weitgehende Korrektur der bisherigen, nahezu ausschließlich vom Standpunkt der Missionare selber ausgehenden älteren Betrachtungsweise.⁵⁰

Die Peripherieorientierung einiger Imperialhistoriker führte allerdings nicht zu dem von manchen befürchteten entfesselten tiers mondisme in der Expansionsforschung. An

der Peripherie wurden Antworten oder Teilantworten auf eine Fragestellung gesucht, die unverändert eurozentrisch blieb, auf die Frage nämlich nach dem "Warum" der europäischen Expansion. Peripherieorientierung war in vielen Fällen nichts anderes als ein hilfreicher Umweg, um zum klassischen Problem der Ursprünge der europäischen Welteroberung zurückzukehren.⁵¹ Die geschichtliche Erfahrung außereuropäischer Völker wurde zwar nicht mehr als welthistorisch unerheblich abgetan: es ist kaum zwanzig Jahre her, daß Hugh Trevor-Roper in der Geschichte Afrikas nicht mehr zu sehen vermochte als "the unrewarding gyrations of barbarous tribes in picturesque but irrelevant quarters of the globe".⁵² Sie wurde aber oft doch nur insofern berücksichtigt, als sie individuelle Akte des "imperial take-over" zu erklären half. Es überrascht daher wenig, daß die heute außerhalb der Bundesrepublik umfassend betriebene Erforschung der neueren Geschichte Asiens, Afrikas und Lateinamerikas sich nicht aus der Imperialismusforschung à la Fieldhouse entwickelt hat, sondern auf davon ganz unabhängige Wurzeln in der Orientalistik, in "area studies" und in den vergleichenden Humanwissenschaften zurückgeht. Nicht zuletzt haben einheimische Historiker in den Zielregionen der europäischen Expansion Perspektiven erarbeitet, die über die narzißtische Beschäftigung der Europäer mit ihrer vorübergehenden politischen und ihrer dauerhafteren kulturellen Vorherrschaft in der Welt hinausweisen.⁵³ Auch von der historischen Makrosoziologie und von Repräsentanten einer histoire totale sind Anstöße ausgegangen, die zu einer Globalisierung der Fragestellungen in der Imperialhistorie geführt haben. Vor allem die von Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein angeregte Beschäftigung mit der Entstehung, Evolution und Funktionsweise eines in sich arbeitsteilig und herrschaftlich differenzierten "modernen Weltsystems" hat dazu beigetragen, neben den Ursachen auch die Folgen und Wirkungen der europäischen Expansion stärker zu beachten.⁵⁴ Der nächste Schritt einer breit angelegten Untersuchung der Rück-Wirkungen der Expansion auf Europa ist hingegen erst kaum getan

worden.⁵⁵

Letzten Endes verkürzen auch ordnende Hilfskonstruktionen wie die Schemata von Expansion-Reaktion und Ursache-Wirkung-Rückwirkung höchst komplexe Bedingungsbeziehungen in einer fahrlässig einfachen Weise. Die Imperialhistorie muß sich dieser Komplexität stellen und darf ihr nicht in Richtung auf einen universalhistorischen Enzyklopädismus entfliehen. Eine künftige Gesamtinterpretation des Expansionsprozesses hätte etwa - um nur einen der bisher in der Literatur nicht genügend gewürdigten Gesichtspunkte zu nennen - ihr Augenmerk darauf zu richten, daß der Aufbau von Kolonialreichen und interkontinentalen Wirtschaftssystemen (und schließlich einer global integrierten Weltwirtschaft)⁵⁶ nicht nur durch die Projektion von Ressourcen (militärischer Macht, Arbeitskraft, Kapital, Organisationswissen, usw.) von der relativ "höher" entwickelten Metropole in relativ rückständige periphere Gebiete bewerkstelligt wurde, sondern daß, sobald einmal die ersten Anstöße erfolgt waren, die imperialen Apparate mit unterschiedlichem Erfolg versuchten, an der Peripherie einheimische Ressourcen zu mobilisieren, um sie zum weiteren Vorstoß in noch unbehelligte Regionen einsetzen zu können. Europäische "inputs" führten zu überseeischen "outputs", die ihrerseits wieder zum Teil als neuerliche "inputs" den Treibstoff weiterer Ausdehnung bildeten.⁵⁷ So wurde Indien - in Anverwandlung eines zunächst französischen Rezepts - von indischen Truppen, die unter dem Kommando einer kleinen Zahl britischer Offiziere standen, für Großbritannien erobert. Noch offensichtlicher sind Beispiele aus dem ökonomischen Bereich. Die wirtschaftliche Infrastruktur der europäischen Expansion beschränkte sich keineswegs auf den Austausch (in welchen Relationen von Gleichheit und Ungleichheit auch immer) zwischen einem metropolitanen und einem peripheren Pol. Vielmehr entstanden in der zweiten Hälfte des 17. und vollends dann im 18. Jahrhundert interkontinentale Vernetzungen wirtschaftlicher Faktoren, deren produktive Antriebsmotoren in Übersee und nicht

im Mutterland lagen. Das beste Beispiel für ein solches System ist der um die westindische Zuckerproduktion herum organisierte atlantische Dreieckshandel.⁵⁸ Aber auch der auf die indische Erzeugung von Baumwollgütern und Opium gegründete Ostindienhandel, dessen in Europa sichtbarstes Resultat chinesischer Tee war, funktionierte nach ähnlichen Prinzipien. Bei der Analyse solcher Zusammenhänge erweisen sich simple Zentrum-Peripherie-Modelle nur insofern als hilfreich, als sie die Relativität asymmetrischer Beziehungen aufweisen können. Es ließe sich zum Beispiel behaupten, daß im atlantischen System Barbados und Jamaica das Zentrum und die britischen Inseln sowie Westafrika seine Peripherien bildeten. Die Alternative von eurozentrierter oder peripherieorientierter Betrachtung bekommt angesichts solcher Zusammenhänge den Anschein der Irrelevanz.

III

Drei Tendenzen in der Expansions- und Imperialgeschichtsschreibung der letzten Jahre wurden vorgestellt: die Bevorzugung strukturierter Kausalerklärung vor ereignisgeschichtlicher Erzählung, die Erweiterung des Untersuchungsfeldes über Entdeckungsgeschichte und Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Kolonien hinaus zur Sozialgeschichte, historischen Demographie, Perzeptions- und Ideengeschichte sowie zur Analyse weltwirtschaftlicher Zusammenhänge, schließlich die Herausbildung neuer umfassender Fragestellung und Untersuchungsansätze jenseits der nur begrenzt nützlichen Alternative von eurozentrierter und peripherieorientierter Betrachtungsweise. In der neueren deutschen Geschichtswissenschaft hat vor allem Wolfgang Reinhard in seiner auf vier Bände angelegten Geschichte der europäischen Expansion⁵⁹ Anregungen aus der internationalen Forschung aufgenommen und auf breiter Materialgrundlage zu einer Darstellung von gleichzeitig empirischer Fülle und analytischer Durchdringung ausgeformt. Im übrigen leidet die Forschung in der

Bundesrepublik - ungeachtet hervorragender monographischer Einzelleistungen - immer noch an mehreren Schwächen, die es der Expansionsgeschichte erschweren, aus dem Reservat exotisierendem Spezialistentums hinauszufinden.

Erstens arbeiten die Historiker des "Hochimperialismus", deren terminus ad quem der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist und die nicht selten ihre Aufmerksamkeit auf solche außereuropäischen Ereignisse beschränken, die zur Erklärung des Augusts 1914 belangvoll sind, ohne Verbindung neben den Historikern der frühen iberischen Expansion her, die sich in der Regel auf das sogenannte Zeitalter der Entdeckungen konzentrieren.⁶⁰ Da die üblichen Periodisierungen (Kolonialismus versus Imperialismus, alte versus neue Kolonialreiche usw.) weithin unbefragt übernommen und der wissenschaftlichen Arbeitsteilung zugrundegelegt werden, stellt sich ein Begriff von der übergreifenden Kontinuität der europäischen Expansion nur schwer ein. Dies führt dann etwa dazu, daß quasi-koloniale Herrschaftstechniken wie die vor allem durch Lord Lugard in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts auf Grund seiner Erfahrungen in Nordnigeria propagierte "indirect rule"⁶¹ als eine Neuerung des "Zeitalters des Imperialismus" betrachtet werden, während sie doch schon im frühen Spanisch-Amerika⁶², in Niederländisch-Ostindien während des 18. Jahrhunderts⁶³, in der Mongolei durch die chinesische Qing-Dynastie⁶⁴ und vor allem in Indien seit Lord Wellesleys System der "subsidiary alliances"⁶⁵ praktiziert wurden und "indirect rule" überhaupt ursprünglich nichts mehr war als "the necessary practice of colonial authorities almost everywhere"⁶⁶. Das administrative Gedächtnis der alten Kolonialmächte hat Erfahrungen bewahrt, die dem auf enge Perioden fixierten Historiker nur unter gefährlicher Überschreitung seines Kompetenzbereichs erfäßbar zu sein scheinen.

Eine zweite Folge der Polarisierung zwischen vormoderne(r) Entdeckungsgeschichte und moderner Imperialismusge-

schichte ist das nahezu völlige Verschwinden des 18. Jahrhunderts aus dem Blickfeld deutscher Expansionshistoriker. Zur Bedeutung dieser Periode, die J.H. Parry in seinem Standardwerk unter die Begriffe "Trade and Dominion" gestellt hat⁶⁷, ist am Beginn dieser Einleitung schon einiges gesagt worden. Von einem "Verschwinden" kann insofern die Rede sein, als die deutschen Zeitgenossen im 18. Jahrhundert die kolonialpolitischen Aktivitäten Englands und Frankreichs und das "zweite" Zeitalter der Entdeckungen mit großer Aufmerksamkeit beobachteten. Bekanntlich nahmen Johann Reinhold Forster und sein Sohn Georg an Cooks zweiter Reise teil⁶⁸; und Arnold Herrmann Ludwig Heeren veröffentlichte 1809 sein auch in England stark beachtetes "Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems", das den überseeischen Vorgängen einen relativ viel größeren Raum zubilligte, als die Diplomatiegeschichte des späteren 19. Jahrhunderts dies tun sollte.⁶⁹ In der neueren monographischen Literatur hat sich allein Gottfried Niedhart mit der britischen Weltmacht- und Kolonialpolitik des 18. Jahrhunderts beschäftigt⁷⁰ Andere Arbeiten gehören eher zur Untersuchung der langfristigen Vorgeschichte der amerikanischen Revolution.⁷¹ Daß das 18. Jahrhundert für Großbritannien nicht nur eine Zeit von Whig-Konstitutionalismus und industrieller Revolution, sondern auch von überseeischer Expansion, kolonialer Prosperität und weltpolitischem Konflikt war, dürfte bislang weder in der Forschung noch im lehrend vermittelten Geschichtsbeußtsein ausreichend gewürdigt worden sein.

Drittens ist die deutsche Expansionsforschung von einer Obsession mit der eigenen imperialen Erfahrung nicht frei. Dies führt dazu, daß der britische Imperialismus nur insofern als untersuchungswürdig eingeschätzt wird, als er in Konkurrenz zu den kolonialen Ambitionen des Deutschen Reiches trat, was erst seit den 1880er Jahren der Fall war. Die Ereignisse in Indien in den 1850er Jahren, in China um 1860, in Kanada wenige Jahre später, das Vorrücken während des folgenden Jahrzehnts in Südafrika, Fiji, Malaya, im östli-

chen Mittelmeer (Zypern) und an der indischen Nordwestgrenze, nicht zuletzt auch das in den 1860er und 1870er Jahren zu Ungunsten Großbritanniens verlaufende "great game" mit Rußland in Zentralasien⁷² - sie mögen von den Zeitgenossen, besonders den deutschen, noch nicht als Manifestationen eines "Zeitalters des Imperialismus" aufgefaßt worden sein, das Schöllgen in Übereinstimmung mit Heinrich Friedjung schlagartig 1881 einsetzen läßt⁷³; man mag sie noch, wenn man solche scharfen Abgrenzungen für sinnvoll hält, zur Periode des "Frühimperialismus" (1815-1881)⁷⁴ vor dem "impact of Bismarck"⁷⁵ zählen. Trotzdem waren sie wichtige Schritte in der überseeischen Geschichte Großbritanniens, zum Teil epochale Einschnitte in der britischen Kolonialpolitik (der indische Aufstand von 1857, die Entstehung des Dominion of Canada 1867) und auf jeden Fall tiefe Zäsuren in der Geschichte der betroffenen und beteiligten außereuropäischen Länder. Freilich war von einer deutschen imperialen Politik, die die Veränderungen im Empire in Beziehung zur eigenen Interessenlage bewertet hätte, noch so gut wie nichts zu sehen; die preußisch-kleindeutsche Ostasienexpedition von 1859-62 klettete sich eher parasitär an die Erfolge der britischen und französischen Waffen in China und des Commodore Perry in Japan an. Erst mit der 1882 durch die Besetzung Ägyptens ausgelösten Ereigniskette wurde die britische Imperialpolitik zu einem vorrangigen Thema in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Die andauernde Aufmerksamkeit der Historiker war ihr von nun an gewiß.

Eine solche Einstellung, welche die Phänomene der europäischen Expansion vor allem von der jeweiligen Weltstellung Deutschlands her betrachtet, ist nicht nur mitverantwortlich für das geringe Interesse an den britischen Aktivitäten in Übersee in der frühen Neuzeit und besonders im 18. Jahrhundert; sie führt auch der Tendenz nach zu einer Unterschätzung der Wichtigkeit, die das Empire bis in die Gegenwart für Großbritannien besessen hat. Zweifellos hat das Empire niemals über längere Zeitabschnitte hinweg das

Bewußtsein einer Mehrheit der britischen Bevölkerung entscheidend bestimmt. Seit den ersten Anfängen zieht sich durch Akten und Literatur das Klagegedicht der Staatsdiener, Propagandisten und Interessenten über das Desinteresse der Bevölkerung an Glanz und Größe des Reiches. Dennoch war das Empire eine Realität, wie unmerklich auch immer. Der Strom der Emigranten und Abenteurer in die Welt hinaus riß ebenso wenig ab wie der umgekehrte Strom von Gütern und Nachrichten aus Amerika, Asien und später auch Afrika. Spanien, Portugal und die Niederlande mochten sich stärker mit ihren überseeischen Besitzungen identifizieren und in mehrfacher Hinsicht, vor allem wirtschaftlich, stärker auf sie angewiesen sein. Aber die britische Gesellschaft war spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts demographisch, wirtschaftlich und kulturell dichter und vielfältiger mit der außereuropäischen Welt in ihrer ganzen Breite verwoben als jede andere nationale Gesellschaft Europas. Das "Zeitalter des Imperialismus" traf deshalb hier auf ganz andere Bewußtseinslagen als bei nationalen und imperialen Spätentwicklern wie Deutschland und Italien. Vor allem aber dachte die britische Politik spätestens seit Chatham⁷⁶ - und nicht erst seit Disraeli und Gladstone - in globalen Kategorien. Nicht erst die Staatsmänner des späten Viktorianismus, sondern schon Henry Dundas und der jüngere Pitt erhoben die Sicherung Indiens zu einer der wichtigsten Maximen britischer Außenpolitik, und Palmerstons "imperialism of free trade" beschränkte sich keineswegs auf das friedvolle Gewährenlassen harmloser Kaufleute, sondern beruhte auf der Bereitschaft zu weltweiter militärischer Intervention. Kolonialpolitik war mithin keine nachgeordnete Spezialabteilung innerhalb einer primär mit der europäischen Mächtemechanik befaßten Diplomatie, sondern ein zentraler Bestandteil britischer Weltpolitik, die seit dem frühen 18. Jahrhundert auf der Kombination "Sicherung des Mächtegleichgewichts in Europa plus Seehegemonie plus kommerzielle Überlegenheit im Welthandelssystem" gründete. Deutschland hatte ein Empire, England - wie Rom - war eines. Das Empire war kein letztlich ent-

behrrlicher Appendix eines kontinentalen Kolosses, sondern die Daseinsform eines kleinen Inselstaates.⁷⁷

IV

Die im vorliegenden Band versammelten Beiträge können weder die Defizite und Wahrnehmungsschwierigkeiten der deutschen Englandforschung ausgleichen, noch vermögen sie die oben skizzierten Entwicklungslinien der neueren Expansionsforschung in der nötigen thematischen Breite zu illustrieren. Dazu hätte es eines weitaus umfangreicheren kooperativen Projekts mit strikter systematisierten Fragestellungen bedurft. Gleichwohl ist die Zusammenstellung der Aufsätze nicht zufällig und nicht ohne einheitsstiftende Verbindungen. Alle Autoren bemühen sich darum, die überkommenen Handbuchweisheiten kritisch zu überprüfen. Besonders in den englischen Beiträgen wird diese revisionistische Note deutlich, wenngleich mit unterschiedlicher Zielrichtung. Während Kenneth R. Andrews die Bilanz einer schon weithin - gerade auch in seinen eigenen Arbeiten⁷⁸ - vollzogenen historiographischen Kurskorrektur zieht, bereiten Cain und Hopkins den Ansturm auf die Höhen der Orthodoxie erst vor. Zwischen beiden Revisionismen klafft allerdings eine zeitliche Lücke. Andrews und seine Mitkämpen konnten gerade erst für das 16. und 17. Jahrhundert die Lehrmeinungen aus der Zeit des noch gefestigten Empire in Zweifel ziehen. Cain und Hopkins hingegen wenden sich für das 18. und frühe 19. Jahrhundert bereits gegen die zu Selbstverständlichkeiten verfestigten Interpretationen der ersten nachimperialen Generation.⁷⁹ Dabei unternehmen sie zwei Argumentationsschritte, deren Implikationen erst vor dem Hintergrund der britischen Diskussion deutlich werden. Zunächst plädieren sie dafür, statt der Politik die Ökonomie und statt der eher punktuellen und kasuistischen Interpretationen, die sich unter den Schlagworten "turbulent frontier", "men on the spot", "collaboration", usw., großer Beliebtheit erfreuten, die zentralen Antriebskräfte wieder in den Mittelpunkt zu rücken, mit

anderen Worten, zur Fragestellung der "klassischen" Imperialismustheoretiker zurückzukehren. Cain hat denn auch seine historiographische Wende durch eine sorgfältige Neuinterpretation des Werkes von John A. Hobson untermauert.⁸⁰ Der zweite Schritt, der in dem hier übersetzten Text erfolgt, besteht darin, die leere Form des sozialökonomischen Arguments mit einem neuen Inhalt auszugießen, der zwar bei Hobson und in geringerem Umfang auch bei Lenin schon zu erkennen ist, aber erst dank neuester Forschungen zur britischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ein zureichendes Maß an wissenschaftlicher Bestätigung erhalten hat. Daß Cain und Hopkins ihre These vom Gentleman-Kapitalismus bis zur Glorious Revolution zurückverfolgen, öffnet dabei der theoretischen Diskussion eine historische Tiefendimension, die sie bisher allenfalls bei ungezügelt universalhistorisch argumentierenden Autoren wie Joseph A. Schumpeter und neuerdings Michael Doyle besaß.⁸¹

Zwar unternimmt in diesem Band niemand außer Cain und Hopkins den ehrgeizigen Griff nach der "großen" Theorie, sinnt gar auf einen, modisch gesprochen, Paradigmenwechsel in der Imperialismusdeutung, doch lassen sich alle Mitarbeiter von Fragestellungen leiten, die sich nicht unmittelbar aus der empirischen Aufbereitung der Quellen ergeben. Hans-Christoph Junge ist angeregt durch Vorstellungen von der "sozialimperialistischen" Ablenkung innenpolitischer und innergesellschaftlicher Konflikte durch militärische Abenteuer in Übersee. Marie-Luise Recker greift ähnliche Überlegungen auf und überprüft sie an einem typologischen Vergleich der drei englisch-holländischen Kriege, die nicht durchweg handelskapitalistische Hegemonialkonflikte waren, sondern, wie im Fall des dritten Krieges besonders deutlich wird, auch durch Machterhaltungsinteressen der Krone motiviert wurden. Stig Förster stellt sich ein klar formuliertes Erklärungsproblem: Warum wechselten die Briten in Indien in den 1790er Jahren ihre Strategie von der Arrondierung und Konsolidierung des von Clive bis Cornwallis Erreichten zur militärischen Unterwerfung ihrer gefährlichsten indischen

Nachbarn und Widersacher, des Staates Mysore und der Marathenkonföderation? Er testet die möglichen Antworten und findet schließlich besonders plausible Interpretationshilfen in militärsoziologischen Ideen über die Eigendynamik eines teils rational kalkulierenden, teils von Karrierehoffnungen und weniger rationalen Erstschlag-Ängsten geleiteten "military mind". Wagners Text schließlich ist eher flächig als linear konstruiert. Er bringt Ordnung in das wirre Beziehungsfeld von Engländern und Franzosen, Revolutionären und Konterrevolutionären, Kolonisten und Bewohnern der Mutterländer, Zivilisten und Militärs, Realpolitikern und Ideologen des Weltbürgerkriegs, Weißen, Mulatten und Schwarzen auf den Westindischen Inseln. Das Kapitel verknüpft noch stärker als die übrigen verschiedene Fragestellungen und Untersuchungsansätze: das Problem der britischen Strategie gegenüber Frankreich, die Folgen der widersprüchlichen Emanzipationspolitik der Französischen Revolution und die mörderischen Antagonismen innerhalb einer rassistisch organisierten Klassengesellschaft, die schließlich 1804 zur Unabhängigkeit des Negerstaates Haiti führen sollten.

Sofern die Beiträge Fallstudien sind, wollen sie sich nicht allein als Datensammlungen zu Themen verstanden wissen, denen auf den ersten Blick eine nur antiquarische Bedeutung zuzukommen scheint. Mit unterschiedlicher Deutlichkeit erheben sie den Anspruch, prinzipiell verallgemeinerungsfähige Deutungsmodelle zu entwickeln. Bei Junge und Recker geht es um die Instrumentalisierung militärischer Siegeschancen durch den frühmodernen Staat und um die Initiatoren, Träger und Nutznießer der Expansion. Wagner und Förster thematisieren die Motive für Intervention in destabilisierten Nachbarzonen - hier dem labilen System Südin-diens, dort dem revolutionär zerrissenen St. Domingue. Beide zeigen, daß der Faktor des Machtvakuum, der "turbulent frontier", eine Rolle spielt, daß aber bereits im späten 18. Jahrhundert Auseinandersetzungen, die wir heute als Regionalkonflikte klassifizieren würden, vor dem Hintergrund globalstrategischer Divergenzen ausgetragen wurden.

Aus all dem zusammengenommen ergibt sich keine neue Imperialismustheorie und auch keine elegante und auf einprägsame Formeln zu verdichtende Gesamtinterpretation der britischen Expansion von Elisabeth bis Palmerston. Der Band soll ganz bewußt den Eindruck vermitteln, daß es komplizierter zuzugehen hat, daß wir mit mehr Bällen jonglieren müssen, als unser Verlangen nach Reduktion von Komplexität zuzulassen bereit ist. Marie-Luise Recker zeigt, daß über den Primat von Innen- oder Außenpolitik so einfach nicht zu entscheiden ist; Junge verdeutlicht Diskrepanzen zwischen Absichtserklärungen und Handlungen. Andrews stört den ruhigen Schlummer derjenigen, die vom weltausgreifenden "grand design" Elisabeths und der frühen Stuarts und vom "merkantilistischen" Charakter des Old Colonial Empire überzeugt sind; Cain und Hopkins stellen die Frage nach der Bürgerlichkeit des englischen Sonderwegs. Wagner fächert an der Peripherie wie in zwei Metropolen die Vielfalt der beteiligten Akteure breit auf; Förster steuert einen Pfad zwischen monokausalem Dogmatismus und der Beliebigkeit "multifaktorieller" Ansätze, welche Komplexität durch Addition herzustellen versuchen und letzten Endes überhaupt nichts mehr erklären.

Eine künftige historiographische Synthese könnte auf solchen Vorarbeiten aufbauen. An dieser Stelle läßt sich nur andeuten, welche Gesichtspunkte dabei besondere Berücksichtigung verdienen müßten.

Vor allem ist es wichtig, die britische Expansion als Teil des übergreifenden Prozesses der europäischen Weltoberung zu sehen. Es wird dabei etwa auffallen, wie spät die Engländer zu gewichtigen Akteuren auf der kolonialen Bühne wurden. In der Periode der Tudors und der frühen Stuarts war England als Kolonialmacht kaum von Belang. Die dramatischen Aktionen eines Drake und die Nadelstiche minder illustrierter Piraten vermochten dem spanischen Kolonialreich im Westen wenig Schaden zuzufügen und hatten bei weitem nicht die außerordentlichen Folgen, die ihnen die zeitgenössische Propaganda zuschrieb.⁸² Die frühen Kolonistenströme richtete-

ten sich auf das im Vergleich mit Spanisch-Amerika wenig verheißungsvolle nördliche Flankengebiet der "Neuen Welt". Dort, wo die Engländer sich im 17. Jahrhundert erfolgreich behaupten konnten, war dies nicht ohne unfreiwilliges Zutun der älteren Kolonialmächte möglich. So resultierte das seit den 1680er Jahren außerordentlich schnelle Wachstum der Zuckerproduktion auf dem 1655 im Zuge von Cromwells "Grand-Design" eher beiläufig eroberten Jamaica nicht in erster Linie aus Investitionen des Mutterlandes in die relativ kapitalaufwendige Plantagenökonomie, sondern aus dem Anzapfen der Wirtschaftskreisläufe von Spanisch-Amerika durch die erste Generation britischer Siedler. Die Plantagenwirtschaft von Jamaica wurde zum überwiegenden Teil durch spanisches Silber finanziert, das über Schmuggel und Piraterie in die Kassen der Plantagengründer geflossen war.⁸³ England "beerbte" also die angeblich niedergehenden iberischen Reiche nicht in der einfachen Art und Weise, die die ältere Empire-Literatur anzunehmen liebte: angelsächsisch-protestantischer Dynamismus habe die iberisch-katholische Stagnation überwunden. Die neuere Forschung hat dieses Bild u.a. dadurch korrigiert, daß sie auf die Dynamisierungsprozesse hinwies, die in Spanisch-Amerika in der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzten und in den folgenden Jahrzehnten die sozialökonomischen Grundlagen für die Unabhängigkeitsbewegungen schufen.⁸⁴ Viel deutlicher fand eine imperiale Wachablösung im Osten statt, jedoch eine solche der Portugiesen durch die Holländer, die sich mit überlegenen Ressourcen (besonders durch ihren Zugang zur Versorgung mit Kupfer und Gold aus Japan)⁸⁵ in das zuvor von den Portugiesen aufgebaute Netz des interregionalen Handels, des "country trade", einnisteten. Auch das spätere Verhältnis zwischen Engländern und Holländern war keineswegs eines der einfachen Verdrängung. Der holländische Handel in Asien wurde niemals zu einem solchen Schatten früherer Größe reduziert, wie dies dem portugiesischen widerfahren war, und sein relativer Niedergang erstreckte sich über einen langen Zeitraum. Erst die Vertreibung der Holländer aus Japan und Formosa, die allmählichen ökonomischen Kräfteverschiebungen in Europa, die

innere Zersetzung der Holländischen Ostindischen Kompanie und die erfolgreiche englische Beteiligung am China-Handel machten die East India Company in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zur wichtigsten der europäischen Handelsgesellschaften in Asien. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, der eigentlichen Gründungsperiode des britischen Globalismus, hatten dann die Engländer von der niederländischen Konkurrenz nur mehr wenig zu befürchten: "In the midst of corruption, inefficiency and financial crisis, the first Dutch empire in Indonesia was gently going to sleep."⁸⁶ Trotzdem verschwanden die Erinnerungen an den älteren europäischen Kolonialismus in Asien nur langsam. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts war Portugiesisch die in Asien am weitesten gebräuchliche europäische Sprache.⁸⁷

Die Frage nach den Antriebskräften der Expansion im Mutterland ist für den englischen Fall besonders schwer in allgemeiner Form zu stellen und zu beantworten. Dies liegt zum einen daran, daß sich Kausalerklärungen nicht an genau datierbare und dokumentarisch belegbare Gründungsereignisse - wie die Ausfahrt des Kolumbus oder Bismarcks Entschluß zur aktiven Kolonialpolitik - anheften lassen. Zum anderen war die britische Bewegung nach Übersee in ihren Formen zu vielgestaltig, um sinnvoll auf einen kleinen gemeinsamen Ursachennenner zurückgeführt werden zu können. Die Fragen nach dem Primat von Innen- oder Außenpolitik, nach dem Vorrang politischer oder ökonomischer Faktoren, tragen, wenn sie als schroffe Alternativen gestellt werden, wenig zur Erhellung des Prozesses bei. Schon im politischen Bereich sind feinere Schattierungen zu bedenken, etwa die wechselnden Größenordnungen, in denen überseeische Politik in London definiert wurde: teils als Projektion des europäischen Mächtegegensatzes auf die Peripherie und seine Ausweitung zu einem prinzipiell weltweiten Konflikt, teils - wie etwa im Zeitalter Walpoles, in der Periode der amerikanischen Revolution oder in dem Vierteljahrhundert nach dem Sieg über Napoleon - als reichsinternes Verwaltungsproblem. Unterhalb der Ebene großer Strategie muß deshalb die britische Kolo-

nial- und Überseepolitik auch und in manchen Perioden in erster Linie in den Kategorien begrenzten und kurzfristigen Verwaltens und politischen Taktierens analysiert werden. Daß visionäre "empire builders" vom Typus Warren Hasting dabei mit der kleinlichen Interessenpolitik in der Metropole aneinandergerieten und manchmal an ihr scheiterten, ist zwar von der romantischen Geschichtsschreibung übertrieben dramatisiert worden, sollte aber als charakteristischer Strukturkonflikt berücksichtigt werden. Im 18. Jahrhundert spielten die "men on the spot" eine viel größere Rolle als zur Zeit des "Hochimperialismus". Die Zentralisierung des staatlichen Apparates, einschließlich des Militärs, war weniger weit vorangeschritten; Direktiven aus London brauchten oft Monate, um ihren Bestimmungsort zu erreichen; und die Lenker der Politik im Mutterland wußten weit weniger über die Verhältnisse in der Ferne als später, als ein vorzüglich ausgebautes System diplomatischer und konsularischer Vertretungen sie mit einer Flut von Informationen versorgte. Politische Antriebskräfte müssen daher in einem nur locker zentralisierten System aufgespürt werden, welches Krone, Kabinett und Parlament, aber auch die wirkungsvoll organisierten Interessenvertretungen der East India Company und des "West India Interest" sowie die Vertreter des metropolitanen Staates und die Agenten der Handelsgesellschaften "on the spot" umfaßte.

Ökonomische Antriebskräfte sind dort deutlich greifbar, wo sie einen offenen Konflikt prägen. Ein gutes Beispiel ist der erste englisch-holländische Krieg, der zwar durch die Navigationsakte von 1651 nicht unmittelbar ausgelöst worden war, aber doch aus der dadurch herbeigeführten spannungsgeladenen Atmosphäre entstand.⁸⁸ Im übrigen bleibt jedoch stets zu fragen: Antriebskraft wovon? Die Herausbildung eines britisch geprägten Welthandelssystems, das, wie bereits angedeutet, stets mehr umfaßte als nur das "Old Colonial Empire", war gewiß nicht ein Nebenprodukt früher Weltpolitik. Von der Motivation der Akteure her gesehen, überwog zweifellos der wirtschaftliche Impuls. Handel und

Piratengeist beflügelten die ersten See-Expeditionen in die Neue Welt, und die Schätze Asiens, zunächst vor allem seine Gewürze, lockten die ersten Engländer auf den Spuren der Portugiesen und der Holländer in den Indischen Ozean. Daß die britische Expansion in der frühen Neuzeit in ihrer Grundsicht eine Suche nach exotischen Gütern und nach merkantilem Profit war, läßt sich wohl mit einiger Sicherheit behaupten. Der "Handelsstaat England" (Ernst Schulin) definierte sich lange vor der industriellen Revolution als kommerziell expandierendes Gemeinwesen. Er tat dies im 17. und 18. Jahrhundert noch ausschließlicher als später, als der Gedanke von Zivilisierung und christlicher Mission eine größere Rolle spielte. Das Urmotiv der Expansion war also fraglos ein wirtschaftliches. Interessantere Erklärungsprobleme stellen sich, wenn es um Fragen der "Politisierung" der frühen wirtschaftlichen Strukturen geht. Zu denken ist dabei an den Übergang der East India Company vom Handel zur Territorialherrschaft in Bengalen, die Versuche im 18. Jahrhundert, die amerikanischen Kolonien einem fester gefügten Herrschaftszusammenhang einzugliedern, aber auch an die zunächst philanthropisch motivierten Versuche, in Sierra Leone und anderswo einen politischen Ausweg aus dem wirtschaftlichen Profitegoismus des atlantischen Sklavenhandels zu finden.⁸⁹ Wir haben es also durchaus nicht allein mit einem Prozeß zu tun, in dem sich im Übergang vom Merkantilsystem zum Freihandel der Staat aus der Kolonialpolitik zurückzieht. Das indische Beispiel veranschaulicht vielmehr ein Verlaufsmuster, das später auch für andere Chartered Companies kennzeichnend wurde: Die anfängliche Übernahme von Hoheitsfunktionen außerhalb isolierter Handelsfaktoreien führt zu Folgeproblemen, denen sich die Kompagnien nicht gewachsen zeigen; der Staat zieht dann diese Hoheitsfunktionen, einschließlich der Steuererhebung, an sich, während gleichzeitig durch Abbau der Monopolprivilegien ein Raum für einen legitimen Privathandel eröffnet wird.

Der Übergang zum Imperialismus des Freihandels bedeutet also einerseits, daß außerökonomische Eingriffe in den

Markt zurückgehen, andererseits aber, daß der metropolitane Staat - sei es als Kolonialherr, sei es als Praktiker einer überseeische Märkte öffnenden Kanonenbootpolitik - in höherem Maße als zuvor den machtpolitischen Rahmen des Freihändlerischen Wirtschaftsverkehrs garantiert. Der Übergang vom "alten" zum "neuen" Imperialismus besteht also weniger darin, daß sich, um die bekannten Kürzel zu verwenden, die Flagge zugunsten des Handels aus den überseeischen Aktivitäten zurückzieht, als vielmehr in einem Prozeß des Auseinandertretens der einst eng verbundenen Elemente. Flagge und Handel operieren nun in freier Kombinatorik.

Eine zweite Art des Eindringens außerökonomischer Faktoren in einen bis dahin staatsfreien Raum entsteht - ebenfalls in der Übergangszeit um 1800 - im Zusammenhang mit dem Abolitionismus und mit der an Popularität gewinnenden Auffassung, die alten asiatischen Kulturen müßten zu ihrem humanitären Glück gezwungen werden. In dem einen Fall wurde schließlich die Flotte gegen die privaten Sklavenhändler eingesetzt⁹⁰, in dem anderen den Indern die Segnungen der englischen Zivilisation, u.a. das Strafrecht, aufoktroziert.⁹¹ Bedenkt man schließlich noch die Geschehnisse in den nordamerikanischen Kolonien seit den frühen 1760er Jahren, so erscheint das Ende des Old Colonial Empire (im umfassendsten Sinne dieser Bezeichnung) u.a. als ein Prozeß der Politisierung. Politische und ökonomische Antriebs- und Bremskräfte stehen also zueinander selten in Relationen klarer Priorität und lassen sich fast nie säuberlich begrenzten Perioden eindeutig zuordnen.

Zu den gesellschaftlich wichtigsten Seiten der Expansion gehört schließlich die transozeanische Migration, die je nach dem Standort des Betrachters primär als Emigration oder als Immigration aufgefaßt werden kann. Sie hat in der englischen Expansion eine größere Rolle gespielt als in der Kolonialgeschichte jeder anderen europäischen Nation, ist aber, obwohl als Forschungsgebiet durchaus bearbeitet, mit der allgemeinen Geschichte des Empire noch nicht zureichend

vermittelt worden. Hier wäre zunächst einmal die Frage nach den Ursachen und den Motiven zu stellen: Armut und Not, religiöse Intoleranz, politische Verfolgung (Christopher Hill hat jüngst die Vermutung geäußert, daß sich unter den westindischen Piraten nach der Niederlage der Revolution in erheblicher Zahl geflohene Radikale befunden haben könnten)⁹², dann aber auch Zwangsverschickung von Sträflingen nach Barbados und später Australien. Eine Deutung des britischen Imperialismus, die vom "Hochimperialismus" auf frühere Zustände zurückblickt, neigt dazu, den Aspekt der Migration zu unterschätzen und das Empire zu ausschließlich als ein Geschöpf von Ministern und Gouverneuren, Generälen und Bankiers zu sehen. Dies ist es in Afrika und mehr noch in Asien wohl auch gewesen, nicht aber in Nordamerika, in der Karibik, in Australien und Neuseeland. Der "impact of Western man" (W. Woodruff) war dort am stärksten, wo dieser nicht als Herrscher, Händler oder Missionar, sondern als Siedler auftrat.

Eine Gesamtinterpretation der britischen Expansion vor der Mitte des 19. Jahrhunderts hätte sich außerdem eingehender, als dies in der Regel geschieht, mit den Verhältnissen in den Zielregionen zu beschäftigen. Die Anfänge der europäischen Übersee-Expansion fielen in eine Zeit, als allenthalben Prozesse der Reichsbildung und politischen Konzentration zu beobachten waren⁹³, von der russischen Erschließung Sibiriens über den Aufstieg der "gunpowder empires" im islamischen Orient⁹⁴ bis hin zur Bildung der Irokesen-Föderation in Nordamerika. Während des 17. Jahrhunderts standen die Engländer nicht nur dem spanischen Koloß und dem aggressiven Handelsimperium der Holländer gegenüber, sondern auch relativ stabilen außereuropäischen Reichen. Der Niedergang der asiatischen Macht - eines der ganz großen Interpretationsprobleme der Universalgeschichte - wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts manifest, zunächst in Persien, dann im mogulischen Indien, schließlich im Osmanischen Reich. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte in Persien beispiellose Anarchie, war Indien in eine Vielzahl sich bekriegender

Einzelstaaten zerfallen und das Osmanische Reich vom Rang einer expansiven Großmacht auf den eines gezähmten Randstaates des europäischen Staatensystems abgestiegen.⁹⁵ Zur gleichen Zeit stand jedoch in China die Qing-Dynastie unangefochten auf dem Höhepunkt ihrer Macht, hielt Japan seine Abschließungspolitik erfolgreich aufrecht und formierte sich in Thailand ein neuer Zentralstaat.⁹⁶ In allen drei Ländern trafen die Europäer bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auf heftigen Widerstand; selbst Reisen waren hier, wie später noch in Korea, Tibet und weiten Gebieten des insularen Südostasiens, so gut wie unmöglich.

Aber auch dort, wo die einheimischen politischen Strukturen zerfielen, trafen die Europäer nicht unbedingt eine tabula rasa an. Selten wurden die indigenen Systeme Asiens im ersten Ansturm zerstört, wie dies mit den Reichen der Azteken und der Inkas geschehen war und wie es sich später in einigen Fällen in Afrika wiederholen sollte. Daß die europäische Expansion in jedweder Gestalt der einheimischen Kollaboration bedarf, ist mittlerweile zum Gemeinplatz geworden. Es käme darauf an, das Funktionieren oder auch Zusammenbrechen solcher Kollaboration im einzelnen zu studieren. In extremen Fällen, wie dem Persien des 18. Jahrhunderts, herrschte ein solcher Hobbes'scher Naturzustand, daß Ansatzpunkte für eine auswärtige Intervention überhaupt fehlten. Paradoxerweise trug hier ein völlig unstrukturierter Chaos dazu bei, potentielle Invasoren abzuschrecken. Aus der Vielzahl der möglichen und auch realisierten kollaborativen Situationen mögen drei typisierend herausgegriffen werden. Zunächst gab es die Diplomatie der Einflußshären, die von einem Stützpunkt aus die benachbarten einheimischen Fürstentümer in einem Zustand des labilen Gleichgewichts hielt, indem der fremden Macht, die den zentralen entrepôt und damit weitgehend den lukrativen Außenhandel kontrollierte, die Rolle eines Schiedsrichters zufiel. Die Briten haben dieses Verfahren in klassischer Weise bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auf der malayischen Halbinsel praktiziert.⁹⁷ Sodann wurden einheimische politische Kräfte oft

als direkte Verbündete in der Auseinandersetzung mit einem europäischen Rivalen in den Dienst genommen. So etwa die Indianer Nordamerikas während der "French and Indian Wars" und die indischen Staaten im Konflikt zwischen Franzosen und Engländern von 1748 bis 1760. Schließlich sollte das indische Strukturmuster, wie es sich nach 1760 herausbildete, als besonderer Typus hervorgehoben werden. Sein Kern liegt darin, daß die fremde Macht über einen längeren Zeitraum hinweg als Element des einheimischen Staatensystems fungiert und ihren Part nach dessen Regeln spielt, dabei aber langsam eine hegemoniale Stellung aufbaut, die schließlich in eine imperiale übergeht. Der Aufstieg des fremden Akteurs beruht dabei nicht allein auf seiner importierten Überlegenheit, sondern auch auf geschicktem Taktieren innerhalb des einheimischen Systems, also hauptsächlich auf Allianzen und oft kurzfristigen Zweckbündnissen. Imperiale Ordnung wird nach diesem Modell nicht als Folge einer massiven Invasion von außen aufgezwungen, sondern entsteht aus dem Inneren des einheimischen Staatensystems. Das Modell läßt dabei den einheimischen Spielern einen gewissen Manövrierraum. Richard B. Barnett hat für den nordindischen Fürstenstaat Oudh und David Gillard hat in einem brillianten Aufsatz für andere kleine asiatische Staaten (Burma, Afghanistan, Nepal, u.a.) gezeigt, wie sich durch listige Diplomatie des Schwachen eine relative Unabhängigkeit für lange Zeit aufrechterhalten läßt.⁹⁸ Es wäre mithin falsch, die europäische Expansion zu ausschließlich nach dem Konquistadoren-Modell zu interpretieren, das nur eine von mehreren historisch realisierten Möglichkeiten darstellt.

Die Wirkung der Expansion auf die außereuropäischen Länder und Völker ist so vielfältig, so stark auch von den jeweiligen Voraussetzungen geprägt, daß die Imperialhistoriker ohne eigene Forschungsanstrengungen in der Regel auf die Ergebnisse von regional spezialisierten Kulturwissenschaftlern zurückgreifen werden. Hingegen fällt das Problem der Rück-Wirkung der Expansion auf Europa durchaus in den Kompetenzbereich der Empire-Geschichte. 1920 unternahm James E.

Gillespie in seinem Buch The Influence of Overseas Expansion on England to 1700⁹⁹ den Versuch einer vollständigen Inventur solcher Einflüsse von den "opportunities for younger sons" über die Beliebtheit der Erdnuß und des chinesischen Gartens bis hin zum literarischen Exotismus und zu nationaler Hygiene: "Sea life strengthens the English character and physique."¹⁰⁰ Derlei Kataloge wären zu korrigieren, zu erweitern, auszuarbeiten und in einen systematischen Zusammenhang zu stellen. Was "bedeutet" ein orientalischer oder amerikanischer Einfluß? Wie stand es mit der immer wieder genannten Erweiterung des Weltbildes, wie mit dem korrumpierenden Reichtum Asiens, der die heimgekehrten "Nabobs" als Aufsteigerschicht in die britische Sozialstruktur einführte, wie mit der transkulturellen Beeinflussung der von Braudel beschriebenen "structures du quotidien"? Daß von Coleridge bis Baudelaire die Literatur der Romantik ohne türkisches und indisches Opium nicht jene künstlichen Paradiese entworfen hätte, denen sie ihre anhaltende Wirkung u.a. verdankt, dürfen wir vermuten.¹⁰¹ Wie aber steht es mit folgender These des Anthropologen Sidney W. Mintz, der sich mit den Folgen der westindischen Zuckerproduktion beschäftigt hat?

As the first exotic luxury transformed into a proletarian necessity, sugar was among the first imports to take on a new and different political and military importance to the broadening capitalist classes in the metropolits - different, that is, from gold, ivory, silk, and other durable luxuries. Whereas the plantations were long viewed as sources of profit through direct capital transfers for reinvestment at home, or through the absorption of finished goods from home, the hypothesis offered here is that sugar and other drug foods, by provisioning, sating - and, indeed, drugging - farm and factory workers, sharply reduced the overall cost of creating and reproducing the metropolitan proletariat.¹⁰²

Also ein gleichsam machtbioologischer Beitrag der Peripherie

zum Aufstieg des europäischen Kapitalismus? Eine neugierige Imperialhistoriographie wird derlei jedenfalls als Denkanstoß und Arbeitshypothese nicht rundweg ausschließen.

Anmerkungen

- 1 Lawrence Henry Gipson, The British Empire before the American Revolution, Bd. 9. New York 1956, S. 1.
- 2 Vgl. Kapitel 7 in diesem Band.
- 3 Ralph Davis, The Industrial Revolution and British Overseas Trade, Leicester 1979, S. 31.
- 4 Vincent T. Harlow, The Founding of the Second British Empire, 1763-1793, Bd. 2, London 1964, S. 1.
- 5 John Gallagher, The Decline, Revival and Fall of the British Empire. The Ford Lectures and other Essays, Cambridge 1982, S. 75.
- 6 Paul M. Kennedy, The Rise and Fall of British Naval Mastery, London/Basingstoke 1983, S. 106.
- 7 John H. Parry/Philip M. Sherlock, A Short History of the West Indies, 3rd ed., London 1971, S. 128.
- 8 Vgl. Kapitel 6 in diesem Band.
- 9 Vgl. dazu Hans-Christoph Schröder, Die Amerikanische Revolution. Eine Einführung, München 1982, S. 38ff.; Horst Dippel, Die Amerikanische Revolution 1763-1787, Frankfurt a.M. 1985, S. 43ff.
- 10 Vgl. Bill Albert, South America and the World Economy from Independence to 1930, London/Basingstoke 1983, S. 24ff.
- 11 Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 1: Die Alte Welt bis 1818, Stuttgart 1983, S. 229.
- 12 Eine übersichtliche Darstellung dieses Prozesses findet sich in D.P. Singhal, A History of the Indian People, London 1983, S. 267ff.
- 13 Gerald S. Graham, A Concise History of the British Empire, London 1970, S. 121.
- 14 Vgl. dazu den Rückblick auf den Gesamtprozeß in D.A. Low, 'The Contraction of England'. An Inaugural Lecture Delivered before the University of Cambridge on 22. October 1984, Cambridge 1985.
- 15 Vgl. Kapitel 2 in diesem Band.
- 16 Zum Beispiel Jan Morris, Pax Britannica, London 1968; dies., At Heaven's Command, London 1973; dies., Farewell the Trumpets, London 1978; Thomas Pakenham, The Boer War, London 1979.
- 17 Lawrence Stone, The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History, in: ders., The Past and the Present, Boston/London 1981, S. 74-96.

- 18 Robert Middlekauff, The Glorious Cause. The American Revolution, 1763-1789, New York 1982.
- 19 Die Mehrzahl der Biographien beschäftigt sich mit imperialen Helden des 19. und 20. Jahrhunderts, zuletzt etwa Philip Ziegler, Mountbatten, London 1985. Das herausragende Werk für das 18. Jahrhundert ist J.C. Beaglehole, The Life of Captain James Cook, London 1974, aus der älteren Literatur etwa Keith Feiling, Warren Hastings, London 1954.
- 20 T.O. Lloyd, The British Empire 1558-1983, Oxford 1984..
- 21 History Today, Jg. 35, H. 9 (September 1985), S. 52.
- 22 Times Literary Supplement, 16. November 1984, S. 1321.
- 23 J.R. Seeley, The Expansion of England, ed. by John Gross, Chicago/London 1971, S. 9.
- 24 C.H. Philips, The East India Company 1784-1834, London 1940; Lucy S. Sutherland, The East India Company in Eighteenth-Century Politics, Oxford 1952; Peter J. Marshall, The Impeachment of Warren Hastings, London 1965.
- 25 K.N. Chaudhuri, The Trading World of Asia and the English East India Company, Cambridge 1978; ders., The English East India Company in the 17th and 18th Centuries. A Pre-Modern Multinational Organization, in: Leonard Blussé/Femme Gaastra (Hrsg.), Companies and Trade, Leiden 1981, S. 29-46.
- 26 Ein jüngstes Beispiel ist Jonathan R. Dull, A Diplomatic History of the American Revolution, New Haven 1985, S. 43ff.
- 27 Vgl. Gerrit W. Gong, The Standard of 'Civilization' in International Society, Oxford 1984. Das klassische Werk zur Entstehung der Diplomatie in Europa ist Garrett Mattingly, Renaissance Diplomacy, London 1955.
- 28 Vgl. etwa François Bernier, Travels in the Mogul Empire, ed. by Vincent A. Smith, London 1934, S. 133ff., über asiatische und afrikanische Gesandte am Hofe des Großmoguls Aurangzeb. Sehr instruktiv auch Herbert Franke, Sung Embassies: Some General Observations, in: Morris Rossabi (Hrsg.), China among Equals. The Middle Kingdom and Its Neighbours, 10th - 14th Centuries, Berkeley/Los Angeles/London 1983, S. 116-148.
- 29 Vgl. John E. Wills, Jr., Embassies and Illusions. Dutch and Portuguese Envoys to K'ang-hsi, 1666-1687, Cambridge, Mass. 1984. Zum Zeremoniell vgl. auch Norman Itzkowitz/Max Mote, Mubadele. An Ottoman-Russian Exchange of Ambassadors, Chicago/London 1970.
- 30 Vgl., die ältere Literatur zusammenfassend, J.L. Cranmer-Byng, China 1792-94, in: Peter Roebuck (Hrsg.), Macartney of Lisanoure 1737-1806, Belfast 1983, S. 216-243.

- 31 Vgl. etwa Francis Jennings, The Ambivalent Iroquois Empire, New York 1984; ders. (Hrsg.), The History and Culture of Iroquois Diplomacy, Syracuse 1985.
- 32 Philip D. Curtin, The Atlantic Slave Trade. A Census, Madison 1969. Den Sklavenhandel in allen seinen Aspekten behandelt Albert Wirz, Sklaverei und kapitalistisches Weltssystem, Frankfurt a.M. 1984, S. 11ff.
- 33 Z.B. Stanley L. Engerman/Eugene D. Genovese (Hrsg.), Race and Slavery in the Western Hemisphere. Quantitative Studies, Princeton 1975.
- 34 Louis Hartz, The Founding of New Societies, New York 1964.
- 35 Vgl. Howard Lamar/Leonard Thompson (Hrsg.), The Frontier in History. North America and Southern Africa Compared, New Haven/London 1981. Über Asien als "frontier" vgl. Holden Furber, Rival Empires of Trade in the Orient 1600-1800, Minneapolis 1976, S. 336f.
- 36 Herausragende neuere Untersuchungen sind etwa Rhys Isaacs, The Transformation of Virginia 1740-1790, Chapel Hill 1982; Gloria L. Main, Tobacco Colonie. Life in Early Maryland, 1650-1720, Princeton 1982.
- 37 Richard Pares, War and Trade in the West Indies 1739-1763, Oxford 1936; L.J. Ragatz, The Fall of the Planter Class in the British Caribbean 1763-1833, New York 1928.
- 38 Für eine Übersicht über die wichtigsten Fragestellungen vgl. David Lowenthal, West Indian Societies, New York 1972, S. 26ff.
- 39 Vgl. etwa Peter J. Marshall, East Indian Fortunes. The British in Bengal in the Eighteenth Century, Oxford 1976, daneben immer noch Percival Spear, The Nabobs, 2nd ed., London 1963.
- 40 Höhepunkt und zugleich kritische Reflexion dieser Tradition ist V.G. Kiernan, The Lords of Human Kind. European Attitudes towards the Outside World in the Imperial Age, London 1969.
- 41 Vgl. Robert J. Ross/Gerard J. Telkamp (Hrsg.), Colonial Cities, Leiden 1985; sowie Peter J. Marshall, Masters and Banians in Eighteenth-Century Calcutta, in: Blair B. Kling/M.N. Pearson (Hrsg.), The Age of Partnership. Europeans in Asia before Dominion, Honolulu 1979, S. 191-213.
- 42 Vgl. etwa Ranajit Guha, A Rule of Property for Bengal. An Essay on the Idea of Permanent Settlement, Paris/Den Haag 1963. Nicholas B. Dirks, From Little King to Landlord. Property Law and the Gift under the Madras Permanent Settlement, in: Comparative Studies in Society and History 28 (1986), S. 307-333.
- 43 Über die wachsende Bedeutung von Perzeptions-Studien in der Imperialismusforschung vgl. Robert W. Winks, Problem Child of British

- History: The British Empire-Commonwealth, in: Richard Schlatter (Hrsg.), Recent Views on British History. Essays on Historical Writing since 1966, New Brunswick 1984, S. 456ff.
- 44 Vgl. Kapitel 2 in diesem Band.
- 45 So vor allem Heinz Gollwitzer, Geschichte des weltpolitischen Denkens, Bd. 1, Göttingen 1972; Urs Bitterli, Die 'Wilden' und die 'Zivilisierten'. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976; Jörg Fisch, Die europäische Expansion und das Völkerrecht, Stuttgart 1934.
- 46 Der schottische Beitrag verdient stärkere Beachtung. Vgl. jetzt Ned C. Landsman, Scotland and Its First American Colony, 1683-1765, Princeton 1985.
- 47 Eine solche integrale Sicht findet sich jetzt in dem mehrbändigen Werk von Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion (1983 ff.).
- 48 Wolfgang J. Mommsen, Imperialismustheorien, Göttingen 1977, S. 80ff.
- 49 Imperialgeschichte wird mit europäischer Diplomatiegeschichte gleichgesetzt in Gregor Schöllgen, Das Zeitalter des Imperialismus, München 1986 (dort S. 131 zur Beurteilung peripherieorientierter Ansätze).
- 50 Z.B. Jacques Gernet, Chine et christianisme. Action et réaction, Paris 1982; George Ellison, Leus Destroyed. The Image of Christianity in Early Modern Japan, Cambridge, Mass. 1973.
- 51 Deutlich wird das besonders in David Fieldhouse, Economics and Empire 1930-1914, London 1973.
- 52 Zitiert in David Cannadine, The State of British History, in: Times Literary Supplement, 10. Oktober 1986, S. 1140.
- 53 Ein gutes, weil auf hohem Niveau stehendes Beispiel ist Elizabeth Isichei, A History of Nigeria, London 1983, wo der Kolonialismus nicht als das zentrale Problem der nigerianischen Geschichte, sondern als "colonial interlude" (S. 362ff.) behandelt wird. Vgl. jetzt grundsätzlich Bogumil Jewsiewicki/David Newbury (Hrsg.), African Historiographies: What History for which Africa?, Beverly Hills 1986.
- 54 Fernand Braudel, Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XVe-XVIIIe siècles, 3 Bde., Paris 1979. Einen Zugang zu der umfangreichen Literatur von und über Wallerstein eröffnet Daniel Garst, Wallerstein and his Critics, in: Theory and Society 14 (1985), 469-95.
- 55 Vgl. als erste Skizze: Hermann Kellenbenz, Die Rückwirkungen der Kolonien auf die Mutterländer, in: Saeculum Weltgeschichte, Bd. 6, Freiburg/Basel/Wien 1971, S. 123-40; W. Reinhard, Geschichte der

europäischen Expansion, Bd. 2, S. 259-77.

- 56 Daß die Weltwirtschaft eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts sei, behauptet mit guten Argumenten Patrick O'Brien, Europe in the World economy, in: Hedley Bull/Adam Watson (Hrsg.), The Expansion of International Society, Oxford 1984, S. 43-60.
- 57 Hinweise in dieser Richtung finden sich bei Ronald Robinson, The Excentric Idea of Imperialism, with or without Empire, in: Wolfgang J. Mommsen/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), Imperialism and After. Continuities and Discontinuities, London 1986, S. 267-289.
- 58 Vgl. Sidney W. Mintz, Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History, New York 1985, S. 36ff.
- 59 Siehe oben Anm. 11. Angekündigt sind zwei weitere Bände, die sich mit Asien und Afrika vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Dekolonisation beschäftigen.
- 60 Über die zeitliche Abgrenzung herrscht dabei keine Einigkeit. Vgl. schon die Titel von Dan O'Sullivan, The Age of Discovery 1400-1550, London/New York 1984; J.H. Parry, The Age of Reconnaissance. Discovery, Exploration and Settlement 1450-1650. London 1963.
- 61 Vgl. dazu jetzt Raymond F. Betts, Uncertain Dimensions. Western Overseas Empires in the Twentieth Century, Oxford 1985, S. 66ff.
- 62 Eric R. Wolf, Europe and the People without History, Berkeley/Los Angeles/London 1982, S. 157.
- 63 Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, S. 217f.
- 64 Vgl. Morris Rossabi, China and Inner Asia: From 1368 to the Present Day, London 1975, S. 150-52, 168-70.
- 65 Vgl. Kapitel 6 in diesem Band.
- 66 Woodruff D. Smith, European Imperialism in the Nineteenth and Twentieth Centuries, Chicago 1982, S. 164; ähnlich Peter Worsley, The Three Worlds. Culture and World Development, London 1984, S. 5.
- 67 J.H. Parry, Trade and Dominion. European Overseas Empires in the Eighteenth Century, London 1971.
- 68 Über die Resonanz in Deutschland vgl. Leslie Bodie, James Cook in der deutschen Literatur, in: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hrsg.), Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts, Heidelberg 1983, S. 218-35.
- 69 Vgl. Hellmut Seier, Heeren und England, in: Lothar Kettenacker u.a. (Hrsg.), Studien zur Geschichte Englands und der deutsch-britischen Beziehungen, München 1981, S. 48-78.
- 70 Gottfried Niedhart, Handel und Krieg in der britischen Weltpolitik 1738-1763, München 1979.

- 71 Z.B. Manfred Mimler, Der Einfluß kolonialer Interessen in Nordamerika auf die Strategie und Diplomatie Großbritanniens während des Österreichischen Erbfolgekrieges 1744-1748, Hildesheim 1983.
- 72 Vgl. David Gillard, The Struggle for Asia 1828-1914; A Study in British and Russian Imperialism, London 1977, S. 115-33.
- 73 Schöllgen, Das Zeitalter des Imperialismus, S. 36-38.
- 74 *Ibid.*, S. 38.
- 75 Lloyd, The British Empire, S. 202ff.
- 76 Zur Bedeutung von William Pitt, Earl of Chatham, in der Entwicklung der britischen Weltpolitik vgl. vor allem J.R. Jones, London 1980, Britain and the World 1649-1815, London 1980, S. 211-24.
- 77 Zum Verhältnis von Europa und Übersee in der britischen Außenpolitik vgl. für die spätere Zeit Bernard Porter, Britain, Europe and the World 1850-1982: Delusions of Grandeur, London 1983.
- 78 Kenneth R. Andrews, Trade, Plunder and Settlement: Maritime Enterprise and the Genesis of the British Empire, 1480-1630, Cambridge 1984.
- 79 Vor allem in ihrem programmatischen Aufsatz: Peter J. Cain/A.G. Hopkins, The Political Economy of British Expansion Overseas, 1750-1914, in: Economic History Review 33 (1980), S. 463-90.
- 80 Peter J. Cain: J.A. Hobson, Cobdenism and the Radical Theory of Economic Imperialism, 1898-1914, in: Economic History Review 31 (1978), S. 565-84; ders., International Trade and Economic Development in the Work of J.A. Hobson before 1914, in: History of Political Economy 11 (1979), S. 406-24; ders., Hobson's Developing Theory of Imperialism, in: Economic History Review 34 (1981), S. 313-16; ders., Hobson, Wiltshire and the Capitalist Theory of Capitalist Imperialism, in: History of Political Economy 17 (1985).
- 81 Joseph A. Schumpeter, Zur Soziologie der Imperialismen, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 57 (1919), S. 1-39, 275-310; Michael W. Doyle, Empires, Ithaca/London 1986.
- 82 Kenneth R. Andrews, The Spanish Caribbean: Trade and Plunder, 1530-1630, New Haven/London 1978, S. 250-52.
- 83 Nuala Zahedieh, Trade, Plunder and Economic Development in Early English Jamaica, 1655-89, in: Economic History Review 39 (1986), S. 221f.
- 84 Die neuere Forschung betont vielmehr die Revitalisierung Spanisch-Amerikas in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Vgl. etwa James Lockhart/Stuart B. Schwartz, Early Latin America: A History of Colonial Spanish America and Brazil, Cambridge 1983, S. 305ff.

- 85 G.V. Scammell, The World Encompassed: The First European Maritime Empires, c. 800-1650, London/New York 1981, S. 407; O.H.K. Spate, The Pacific since Magellan, Bd. 2: Monopolists and Freebooters, London/Canberra 1983, S. 93f.
- 86 M.C. Ricklefs, A History of Modern Indonesia, c. 1300 to the Present, London/Basingstoke 1981, S. 102.
- 87 Furber, Rival Empires of Trade, S. 299.
- 88 Vgl. C.G.A. Clay, Economic Expansion and Social Change: England 1500-1700, Bd. 2, Cambridge 1984, S. 189, sowie Kapitel 4 in diesem Band.
- 89 Vgl. Philip D. Curtin, The Image of Africa: British Ideas and Action, 1780-1850, Madison (Wisc.) 1964, S. 123ff.
- 90 Vgl. Christopher Lloyd, The Navy and the Slave Trade: The Suppression of the African Slave Trade in the Nineteenth Century, London 1949. Die neuere Forschung betont die begrenzte Wirksamkeit der Abolition bis in die 1840er Jahre hinein. Vgl. etwa David Eltis, The Impact of Abolition on the Atlantic Slave Trade, in: ders./James Walvin (Hrsg.), The Abolition of the Atlantic Slave Trade, Madison (Wisc.) 1981, S. 155-76.
- 91 Vgl. Jörg Fisch, Cheap Lives and Dear Limbs: The British Transformation of the Bengal Criminal Law, 1769-1817, Wiesbaden 1983.
- 92 Christopher Hill, Radical Pirates? in: Margaret Jacob/James Jacob (Hrsg.), The origins of Anglo-American Radicalism, London 1984, S. 17-32.
- 93 Auf diesen Zusammenhang weist hin: Ernst Schulin, Der Ausgriff Europas nach Übersee. Eine universalhistorische Skizze des Kolonialzeitalters, in: Saeculum 35 (1984), S. 75.
- 94 Zu den islamischen "gunpowder empires" vgl. die große synthetisierende Interpretation: Marshall G.S. Hodgson, The Venture of Islam: Conscience and History in a World Civilization, Bd. 3, Chicago 1974, S. 1-161.
- 95 Vgl. etwa Roger Savory, Iran under the Safavids, Cambridge 1980, S. 226ff.; Hermann Kulke/Dietmar Rothermund, Geschichte Indiens, Stuttgart 1982, S. 230ff.; Josef Matuz, Das Osmanische Reich. Grundlinien seiner Geschichte, Darmstadt 1985, S. 198ff.
- 96 Vgl. David K. Wyatt, Thailand: A Short History, New Haven/London 1982, S. 139ff.
- 97 Vgl. Barbara Watson Andaya/Leonard Y. Andaya, A History of Malaysia, London/Basingstoke 1982, S. 122, 143ff.
- 98 Richard B. Barnett, North India between Empires: Awadh, the Mughals and the British, 1720-1801, Berkeley/Los Angeles/London 1980; David Gillard, British and Russian Relations with Asian

Governments in the Nineteenth Centuries, in: Bull/Watson (Hrsg.),
The Expansion of International Society, S. 87-97.

99 New York 1920, Reprint New York 1974.

100 *ibid.*, S. 323.

101 Vgl. etwa Alethea Hayther, Opium and the Romantic Imagination,
London 1968.

102 Mintz, Sweetness and Power, S. 185.